

Ute Frevert

Vertrauen in der Krise

Ich möchte das Thema in fünf Thesen erörtern.

Die *erste* These lautet: Vertrauen ist in der Krise, weil wir nicht zwischen dem Alltagswort „Vertrauen“ und dem analytischen Begriff „Vertrauen“ unterscheiden. Dass diese beiden Ebenen ständig miteinander vermischt werden, hat zur Folge, dass wir, und zwar immer im alarmistischen Modus, von Vertrauen sprechen, wo es *nicht* um Vertrauen geht. Wir werden ständig gefragt, ob wir Vertrauen in die Banken haben, in die Polizei, in das Bundesverfassungsgericht oder auch in die Wissenschaft. Wir dürfen dann antworten: „Wenig“, „ziemlich viel“, „sehr viel“. Je nachdem, wie wir antworten, wird die Sache zu den Akten gelegt oder eine Vertrauenskrise ausgerufen. Das ist alles – pardon – großer Unsinn, und zwar aus drei Gründen: Weil die Frage falsch gestellt ist, weil sie falsch beantwortet wird und weil ihr kein beobachtbares Verhalten zugrunde liegt.

Falsch gestellt ist die Frage – und das ist die *zweite* These –, weil es genau genommen nicht um Vertrauen geht. Wir können weder den Banken noch der Polizei noch dem Bundesverfassungsgericht noch auch der Wissenschaft vertrauen. Wir können davon ausgehen, dass all diese Institutionen und deren Repräsentanten sich an die Regeln halten, die ihr gutes Funktionieren verbiefen. Banken sollen mit unseren Einlagen sorgsam umgehen, die Polizei soll für unsere Sicherheit sorgen, das Bundesverfassungsgericht über die Einhaltung des Grundgesetzes wachen und die Wissenschaft nach Wahrheit und Erkenntnis streben. Für diese Aufgaben sind sie da. Dabei folgen sie Regeln, die sie sich gemeinhin selber gegeben haben und an die sich – wenn es denn gut läuft – alle ihre Mitglieder halten. Als Nicht-Mitglied gehe ich davon aus, rechne damit, verlasse mich darauf, dass jene Regeln beachtet werden. Vertrauen in dem Sinne, wie es Matthias Claudius meinte, wäre hier ebenso fehl am Platz wie wenn ich der Deutschen Bahn vertrauen sollte oder dem Wetterbericht oder den Medien oder meinem Bäcker.

Falsch beantwortet – und das ist die *dritte* These – wird die Frage, ob wir diesen und anderen Institutionen vertrauen, weil die Antwortgeber sich von der Frage zu einem intellektuellen und zu einem emotionalen Fehlschluss verleiten lassen. Der *emotionale* Fehlschluss besteht darin,

dass die Befragten aus Liebe zum Vertrauen darüber hinwegsehen, dass sie einer Bank oder „der Medizin“ gar nicht vertrauen können. Der *intellektuelle* Fehlschluss besteht darin, dass sie vergessen, dass Vertrauen nicht skalierbar ist: Entweder man vertraut oder man vertraut nicht, ein „bisschen“ Vertrauen gibt es ebenso wenig wie „ein bisschen schwanger“. Die Frage nach dem Vertrauen kann, wenn sie ernst gemeint ist, nur mit einem „ja“ oder einem „nein“ beantwortet werden, aber nicht mit „wenig“, „ziemlich viel“, „sehr viel“.

Viertens: Vertrauen – wenn es denn überhaupt darum ginge – drückt sich aber nicht nur in „Ja“- oder „Nein“-Worten aus, sondern Vertrauen kennt Praktiken, beobachtbare Verhaltensweisen. Wer kein Vertrauen hat, vertraut sich niemandem an; umgekehrt gilt, wer Vertrauen hat, der gibt und schenkt es, und das lässt sich empirisch validieren. Immer wieder – und darauf hat schon vor zehn Jahren die britische Philosophin und mittlerweile Oberhausabgeordnete Onora O’ Neill hingewiesen – rufen Medien und Politiker sogenannte Vertrauenskrisen aus: Krisen, denen kein tatsächliches Verhalten korrespondiert. Das vorgebliche Misstrauen in den Finanzsektor hat bislang nicht dazu geführt, dass wir unser Ersparnis nicht mehr zur Bank tragen, sondern in den Sparstrumpf stecken. Trotz angeblicher Vertrauenskrise in die Medizin – Stichwort „Transplantationsmedizin“ – gehen wir nach wie vor zum Arzt oder ins Krankenhaus, wenn wir uns nicht selber helfen können. Und auch die Wissenschaft gerät nicht in eine empirisch messbare Vertrauenskrise, wenn ein Herr zu Guttenberg seine Doktorarbeit von einem Ghostwriter schreiben ließe oder ein ehrgeiziger Genetiker fleißig Ergebnisse manipuliert. Denn zum einen geht es hier gar nicht um Vertrauen und zum anderen wirken solche Beispiele individuellen Fehlverhaltens in der Regel kathartisch. Der Skandal führt zur Selbstbesinnung und -reinigung, Regeln werden schärfer akzentuiert und kontrolliert, die Community der Aufrechten schließt sich noch enger zusammen und versichert sich ihrer geteilten Prinzipien, indem sie das schwarze Schaf ausstößt und an den Schampranger stellt.

Lassen Sie mich *fünftens* auf etwas zurückkommen, was Sie vielleicht schon beim Lesen verwundert und irritiert hat: die „Liebe zum Vertrauen“ in der dritten These. Damit ist eine Beobachtung zweiter Ordnung gemeint. Wir sind verliebt ins „Vertrauen“. Vertrauen ist ein Wohlfühlwort. Es ist das schon sehr lange. Genauer gesagt, seit dem 18. Jahrhundert. Damals tobte noch ein Streit zwischen den sogenannten Erneuerern, die Vertrauen zwischen Menschen als möglich und wünschbar ansahen, und auf der anderen Seite den „Skeptikern“, die – wenn überhaupt – dann nur Gott vertrauen wollten, aber um Gottes willen nicht auf Menschen. Gewonnen haben die Optimisten, sodass das Vertrauen

im 19. Jahrhundert in alle möglichen und unmöglichen Verhältnisse Einzug hielt. Es gab auf einmal Vertrauen in Ärzte, Vertrauenslehrer, Vertrauensstellungen und viel mehr. Im 20. Jahrhundert brach diese Vertrauens-Hausse nicht etwa ab, im Gegenteil: 1934 wurden die Betriebsräte der Weimarer Republik in „Vertrauensräte“ umbenannt und „Vertrauen“ avancierte zum Kernbegriff der nationalsozialistischen Arbeitsverfassung. Außerdem war es die „seelische Grundlage der Volksgemeinschaft“, wie es ein auch nach 1945 hoch geachteter Jurist 1940 formulierte. Ähnlich wie der Nationalsozialismus machten sich auch sozialistische Regime das Wohlfühlwort „Vertrauen“ zunutze, ebenso wie viele andere Begriffe aus dem Bereich menschlicher Nahverhältnisse politisch instrumentalisiert wurden: „Freundschaft“, „Liebe“, „Brüderlichkeit“. Gerade dass sie aus zwischenmenschlichen Beziehungen stammen und mit überaus positiven Grundgefühlen wie Wärme, Intimität und Anerkennung gekoppelt sind, macht sie so attraktiv. Also werden sie gewissermaßen gekidnappt und auf abstraktere, sachlichere Beziehungen übertragen in der Hoffnung, auch diese Beziehungen dadurch aufzuwärmen und mit einem gewissen „glow“ zu überziehen. Als Wissenschaftler sollten wir dieser Übertragung nicht trauen, schon gar nicht vertrauen. Wir sollten sie auch nicht mitvollziehen, sondern sie im Gegenteil kritisch reflektieren.

Was heißt das nun schließlich für das Thema Vertrauen in der, Vertrauen in die Wissenschaft? Mit Steven Shapin (*A Social History of Truth*, 1994) möchte ich daran erinnern, dass Vertrauen zu Beginn frühneuzeitlicher Wissenschaft ein wichtiges Kriterium für deren Wahrheitsgehalt war. Aber Vertrauen richtete sich damals nicht auf Wissenschaft als System, sondern auf den Wissenschaftler als Gentleman, dem man sich durch gemeinsame Werte und Tugenden verbunden wusste und dessen Versuchsanordnungen und -ergebnisse man sozusagen beim „afternoon tea“ und sehr persönlich in Augenschein nahm. Wissenschaftler und Publikum waren durch eine geteilte „moral economy of knowledge-making“ verbunden; sie waren als soziale Personen vertrauenswürdig. Davon hat sich die moderne Wissenschaft als Institution und Betrieb weitgehend gelöst. Sicher gibt es auch hier noch Vertrauen – das horizontale Vertrauen von Wissenschaftlern in andere, ihnen bekannte Wissenschaftler. Jenseits dieser Face-to-face-Beziehungen aber gibt es kein Vertrauen, sondern nur ein „Rechnen-mit“, ein „Sich-Verlassen-auf“ sowohl in *der* Wissenschaft als auch in *die* Wissenschaft.